

3. IV. 1917

## Ein Kinderspital im Werden.

Von Robert Gersuny.

Wien, 2. April.

Es ist 38 Jahre her seit der Eröffnung des Karolinen-Kinderspitals im neunten Wiener Bezirk und in zwei Jahren schon könnte man sein Jubiläum feiern, aber nicht das des vierzigjährigen Bestehens, sondern der fortschreitenden, aber noch immer nicht vollendeten Ausgestaltung. Das kleine Haus in der Schubertgasse mit seinen wenigen Betten war wohl für Spitalzwecke erbaut, unterschied sich jedoch nicht von den Kleinbürgerlichen Wohnhäusern des Pfarrbezirkes Liechtental, weder äußerlich noch in der inneren Einrichtung. Es war auch im Testament der Stifterin nur als bescheidene Zuflucht für einige arme kranke Kinder dieses Pfarrbezirkes gedacht und mit einem erstaunlich kleinen Kapital für die Gründung und Erhaltung ausgestattet worden. Es waren 100.000 Gulden, von denen etwa die Hälfte für den Bau verwendet wurde, der Ertrag des Restes der Stiftung sollte die Erhaltungskosten des Kinderspitals liefern. Könnte die Stifterin erfahren, daß die Ausgaben des von ihr gegründeten Hauses nur für das eine letztvergangene Jahr fast genau so groß waren wie das ganze Kapital ihrer Gründung, nämlich annähernd 200.000 K., sie würde wohl erstaunt sein und könnte sich nicht erklären, wie in die Schubertgasse, in diese durch den Linienwall abgeschlossene stille Saaggasse, die im Sommer als Kinderspielfeld diente, plötzlich Bewegung und der Zug ins Große gekommen ist. Wir könnten ihr erzählen, daß wir durch Jahre in ihrem Sinne das kleine Haus verwaltet haben, wir müßten ihr gestehen, daß wir mit den Rinsen des Stiftungskapitals nie ausgekommen sind, und daß die selbstlosen Mitarbeiter immer bemüht waren, Söbner für das Spital zu gewinnen. Es ging ja auch nach Wunsch, aber langsam. Die Bevölkerung der Umgebung hatte Vertrauen zu dem Spital gefaßt und brachte ihre kranken Kinder dahin, die Besitzenden gaben reichlich. Aber plötzlich wurde das Haus zu klein, denn die Saaggasse war aufgemacht worden, der Linienwall war verschwunden, und Währing, das bisher jenseits des Balles wie in einem fremden Land gelegen war, vermischte den Strom seiner Bevölkerung mit der etwas stagnierenden im Liechtental. Für die vervielfachte Zahl der auf das Karolinen-Kinderspital angewiesenen Menschen in Währing, in Döbling und der Brigittenau war das Haus und seine Einrichtung zu klein geworden und man machte auf dem etwas vergrößerten Grundstück Zubauten, die anfangs zu genügen schienen, aber nicht für lange; oder doch für lange? Es waren nur einige Jahrzehnte, die wohl genügen, einen Menschen alt zu machen und reif, den Schauplatz zu verlassen; Spitäler altern fast noch schneller als Menschen, und manchmal bedauert man es, wenn ein reformbedürftig gewordenes Bauwerk noch immer fest steht, weil es allzu solid gebaut war und noch immer einen gewissen Wert hat, den zu zerstören man zögert. Barackenpitäler werden deshalb nicht selten soliden Bauten vorgezogen; sie sind schneller errichtet, mit geringeren Kosten, und machen zu rechter Zeit Platz für neue Einrichtungen, die den Anforderungen des Tages gerecht sind. Sie haben jedoch den Nachteil, eine große Bodenfläche zu fordern, weil man nicht mehrere Stockwerke übereinandersetzen kann, und sind deshalb dort ungeeignet, wo man nicht die Freiheit hat, den Platz zu wählen.

Bei unserem Kinderspital war es so gekommen, daß nach voller Ausnützung des vorhandenen Bauplatzes die Anforderungen an die Anstalt so gewachsen waren, daß es unmöglich schien, dort weiter zu wirtschaften. Ein an-

sehnlicher Baufonds hatte sich im Laufe der Zeit angesammelt und ein kaum mehr erhoffter Glücksfall war eingetreten: In der Nähe des alten Hauses, sogar noch in dem Bezirk, den die Stifterin bestimmt hatte, war — in der Sobieskigasse — ein genügend großer Bauplatz verfügbar, den die Gemeinde Wien auf Wunsch des Bürgermeisters Dr. Lueger für den Neubau überließ und noch dazu unter sehr billigen Bedingungen: für einen Teil des Preises übernahm die Gemeinde Wien das alte Spital in der Schubertgasse, das erst nach zwei Jahren, wenn das neue Haus fertig wäre, übergeben werden sollte. Der gesammelte Baufonds reichte knapp aus, um die Hälfte des neuen Spitals zu erbauen; es waren dies zwei Gebäude, eines für die inneren Abteilungen und die Säuglingsabteilung, das andere für Verwaltungszwecke. Mit großer Genehmigung wurde der Neubau in Verwendung genommen und er bewährte sich als zweckmäßig, aber der Baufonds war verzehrt und das alte Haus in der Schubertgasse, das ja nun der Gemeinde gehörte, war noch durchaus nicht zu entbehren, denn darin waren die Infektionsabteilungen untergebracht und das Ambulatorium, das mit seinen 20.000 Patienten im Jahre täglich neue seine Unentbehrlichkeit beweist. Was tun? Man bittet die Gemeinde um Erstattung des Termins für die Uebergabe, diese bewilligt noch zwei Jahre — dann kam der Krieg. In der Not um Betten für kranke Soldaten wurde die Infektionsabteilung der Kinder im alten Spital zum Infektionsspital für Typhus und Ruhr gemacht und als solches bis gegen Ende des vorigen Jahres verwendet. Die uns so wohlgesinnte Gemeinde Wien duldet uns noch immer dort mit unserem Ambulatorium und mit der wieder eingerichteten Infektionsabteilung für Kinder. Aber die letzte uns gewährte Frist endet mit diesem Jahre. Die Lage ist kritisch. Wer hat jetzt Geld? Wer kann jetzt bauen, selbst wenn das Geld vorhanden wäre? Und wie viele Jahre wird es auch nach dem Ende des Krieges noch dauern, bis man es können wird? Vielleicht gelingt es, wenigstens für die Ambulatorien, einen Barackenbau zustande zu bringen, dann wäre der ärgsten Not abgeholfen und man könnte endlich der Gemeinde ihr Eigentum übergeben. Nicht nur die Rechtsverhältnisse sind drängend, viel mehr noch drängt das Herz dazu. Man denke nur, für wen der Bau bestimmt ist! Seit Monaten stehen sie täglich bei jedem Wetter mit den Erwachsenen in neuen langen Reihen, die sich dort ordnen, wo man stundenlang wartet, um die Mittel zum kümmerlichen Fristen des Daseins zu erhalten, nicht etwa geschenkt oder doch wohlfeil, sondern um gutes Geld und sorglich. Unter den wartenden Erwachsenen geht es manchmal lebhaft zu, sie türzen sich die Zeit mit allerlei Gesprächen, und wenn das Wetter nicht allzu schlecht ist, sieht es stellenweise vergnüglich aus; die Kinder aber stehen geduldig da, das verlorperte Pflichtgefühl, mit jenem Ernst und jener frühen Reife, die von der Not des Lebens in die Kindergesichter geschrieben worden sind, unter denen man vergebens den Ausdruck der Kindlichkeit sucht. Solche Kinder sind es, die in die Kinderspitäler kommen, und die sich dort mit Selbstverständlichkeit in alle Notwendigkeiten fügen, die ihnen auferlegt sind, so daß sie oft klüger erscheinen, als die begleitende Mutter in ihrer Verzagtheit. Wie sie im Spital die anfängliche Ehen überwinden, mit den anderen Kindern vertraut werden, und wie sie bald in der Leppigkeit des Spitalstomforts schwelgen, das zu sehen muß jedes Herz ergreifen. Man denke nur, da gib's für alle Kinder Wärme, Nahrung, Keuschheit und Güte. Für manches Kind bringt die Spitalzeit etwas Sonnenschein in das arme Leben — wer möchte da nicht mithelfen, so viel er vermag?